



Ammianus-Verlag

Zum Buch:

Im Jahre des Herrn 1476 sorgt der brutale Mord an dem Rats Herrn Hermann Wilhelm von Grevenrath in Andernach für Aufregung. Der vermeintliche Täter ist schnell gefasst. Mit Blut an den Händen läuft der junge Gregor Kreuzer der Bürgerwache am Tatort in die Arme. Stadtrat und Schöffen drängen auf einen schnellen Prozess, weil Andernach hohen Besuch erwartet – die Delegationen von Habsburg und Burgund haben sich angekündigt. Im Stillen will man über die Hochzeit des Thronfolgers Maximilian mit Maria von Burgund verhandeln. Ein ermordeter Ratsherr, ohne einen verurteilten Mörder, würde ein schlechtes Licht auf die Stadt werfen. Ein Mann aber hat Zweifel, dass Gregor wirklich der Täter ist – Konrad. Keiner in der Stadt kennt seinen vollen Namen oder seine Herkunft. Seit seine Frau und seine Tochter wenige Monate nach der Ankunft in Andernach starben, lebt er allein und zurückgezogen. Als weitere Todesfälle die Stadt erschüttern, muss Konrad sich entscheiden: Er kann die Pläne des Mörders durchkreuzen. Die Zukunft des ganzen Reiches steht auf dem Spiel. Unterstützt von seinen Freunden, dem ständig fluchenden Pastor Heinrich und dem Stadtknecht Josef „Jupp“ Schmittges, beginnt Konrad den Mörder in die Enge zu treiben. Doch dann gerät er selbst in Gefahr, denn sein Name steht auf der Todesliste des Meisters ...

Der Autor:



Andreas J. Schulte, freier Journalist und Autor, Jahrgang 1965. Seit 2000 selbstständig und geschäftsführender Gesellschafter eines Redaktionsbüros. Mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen lebt er seit mehr als 20 Jahren in einer alten Scheune zwischen Andernach und Maria Laach.

www.facebook.com/DieTotendesMeisters

Andreas J. Schulte

Die Toten des Meisters
Konrads erster Fall

Historischer Kriminalroman

**Erste Auflage
April 2013**

© Ammianus GbR Aachen

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlag- und Kartengestaltung: Thomas Kuhn
Verwendung der Stadtkarte, des Siegels und des Stichs Andernachs
erfolgte mit freundlicher Genehmigung von Dr. Klaus Schäfer,
Leiter des Stadtmuseums Andernach.
Fotografien: Andreas J. Schulte
Lektorat: Angelika Kiel & Sarah Heidelberger
Druck & Satz: TZ-Verlag & Print GmbH

ISBN: 978-3-9812285-5-7

**www.ammianus.eu
www.facebook.com/AmmianusVerlag**

Für meine Frau Christine Schulte
und meine Söhne Florian und Matthias

Prolog

„Ich sag dir, Bruder, dieser Mann ist der Teufel persönlich.“ Bruder Georg zupfte an seiner Kutte aus grauem, grobem Wollstoff. Er war nervös, schaute immer wieder hinüber zu dem Mann, den er für einen Mörder hielt. Nein, mehr noch – dieser Mann dort an der Holzreling des kleinen Frachtschiffes, war – davon war Georg überzeugt – ein Schlächter.

Bruder Eckbert, so wie Georg in die graue Kutte der Minores Fratres, der Minderen Brüder, gekleidet, schien sichtlich verlegen. „Bruder Georg, das sind schlimme Vorwürfe, die Ihr erhebt. Denkt nach, seid Ihr sicher? Ihr könnt doch kaum das Gesicht des Mannes erkennen.“

„Das Gesicht – nein, das liegt im Schatten, aber seine Hand, die gezackte Narbe auf dem Handrücken, die ist unverkennbar.“

Bruder Georg schaute starr auf das Wasser des Rheins. Er und sein Mitbruder hatten das kleine Handelsschiff in Bingen bestiegen. So wie alle Mönche, die den Lehren des heiligen Franz von Assisi folgten, hatten auch sie ein Armutsgelübde abgelegt. Georg verzichtete gern auf Besitz, nicht aber auf die Gelegenheit, schneller ans Ziel zu gelangen. Statt eines tagelangen Fußmarsches und der Gefahr, Strauchdieben zum Opfer zu fallen, hatte er kurzerhand die Gelegenheit genutzt, um einen Teil seiner langen Reise per Schiff zurückzulegen. Die Nacht über würden sie an Land festmachen, so wie es bei fast allen Rheinschiffen üblich war, doch dann, im Morgengrauen, würde man weiterfahren. So konnten er und Eckbert zur Terz, sicher aber vor dem Mittagläuten bei ihren Mitbrüdern im Kloster in Andernach sein. In der Stadt am Rhein waren die Minores Fratres seit vielen Jahren ansässig.

Bruder Georg hatte sich bereits in Worms mit Eckbert zusammengetan, um gemeinsam zu reisen. Doch Georg hatte einen weit- aus längeren Weg hinter sich: In Rom, der heiligen Stadt, lag der Anfang seiner Reise. Hierher war er vor vielen Jahren mit einer großen Pilgergruppe gekommen. Seine Mitbrüder verließen die Stadt nach und nach wieder. Doch er blieb am Tiber. Bis er eines Tages einen Brief aus seinem Heimatkloster in Lübeck bekam.

Nachdem er die Nachricht gelesen hatte, wusste er, dass die Zeit, zurückzukehren, gekommen war. Damals – vor mehr als einem Jahr – hatte er noch geglaubt, dass es ihm leicht fallen würde. Er liebte lange Fußmärsche, genoss es, in der Natur allein zu sein. Aber nach ein paar Wochen musste er schmerzhaft erkennen, dass er nicht mehr der junge Mann von einst war. Und noch eines stellte er fest: Die Kutte schützte ihn nicht vor Straßenräubern. Beim ersten Mal, noch weit vor den Alpen, stahlen sie ihm seine spärliche Reisekasse. Beim zweiten Mal schlugen ein paar heruntergekommene Wegelagerer mit Knüppeln auf ihn ein, voller Wut und Zorn, dass da jemand noch weniger besaß als sie selbst. Kaufleute, die sich zu ihrem Schutz von ein paar bewaffneten Söldnern begleiten ließen, fanden ihn blutüberströmt am Straßenrand. Sie hatten Erbarmen, luden ihn auf einen ihrer Wagen und brachten ihn zum nächsten Kloster. Hier versorgte ein alter Mitbruder seine Wunden und versuchte ihn davon zu überzeugen, dass er sich besser noch eine Weile erholen sollte. Doch die Zeit drängte. Hoch oben auf den steilen Bergpässen lag der erste Schnee. Georg fürchtete, im Tal bei seinen Mitbrüdern überwintern zu müssen, also setzte er, schneller als ihm selbst lieb war, seine Reise fort. Zunächst schien er Glück zu haben. Die einzelnen Tagesmärsche waren anstrengend, aber er erreichte jeden Abend eine Herberge. Doch dann überraschte ihn – hoch oben in den Bergen – ein Unwetter. Innerhalb weniger Minuten wurde es bitterkalt. Ein Sturm trieb Schnee und Eis vor sich her, und Georg, in seiner dünnen Kutte und den offenen Sandalen, war alldem schutzlos ausgeliefert. Gegen eine Felswand geduckt schloss er mit seinem Leben ab. Er spürte, wie ihn seine Kraft verließ, und gab sich dem Wunsch hin, einfach nur einzuschlafen. Der Allmächtige schien aber andere Pläne zu haben. Georg wurde gerettet: Ein Bergbauer fand den Körper klamm und steif an einen Stein gelehnt. Zwei Wochen lag Georg bewusstlos in der Hütte des Bauern, dann erwachte er. Die Zehen an seinem linken Fuß waren für immer verloren. Dass er überlebt hatte, schien ihm ein Zeichen des Herrn, und so machte er sich, nachdem die Pässe wieder schneefrei waren, erneut auf den Weg.

Georg erinnerte sich schon gar nicht mehr an die ungezählten Tage und Wochen des weiteren Fußmarsches. Aber er hatte gelernt. Seine täglichen Wegstrecken wurden kürzer, und wann immer sich die Möglichkeit bot, schloss er sich anderen Reisenden oder Kaufleuten an. In Worms dann traf er Bruder Eckbert, der ebenfalls nach Andernach wollte.

In Andernach würde Georg erst einmal Station machen, um schließlich die letzte Etappe bis Lübeck anzutreten, seiner Heimatstadt. Georg hoffte darauf, einen Großteil der Reise per Schiff zurücklegen zu können. Doch das musste letztlich der Guardian, der gewählte Vorsteher des Konvents, in Andernach entscheiden, denn Georgs Reisekasse war fast leer. Er wandte sich erneut seinem Mitbruder zu, der wie er schweigend den eigenen Gedanken nachgegangen hatte.

„Seht, Eckbert, vor vielen Jahren in Rom war ich Zeuge eines Streites. Dieser Mann dort hatte einen jungen Edelmann ohne Grund beleidigt und herausgefordert. Der Jüngling besaß zwar einen ordentlichen Schuss Heldenmut, doch er hatte keine Chance gegen seinen Herausforderer.“

„Aber dann war es ein Kampf, kein Mord.“ Eckbert schien sichtlich erleichtert.

„Unfug, es war Mord! Der Jüngling hatte sein Schwert noch nicht richtig gezogen, da blieb er wie angewurzelt stehen. Der Bolzen einer kleinen Armbrust hatte ihn tödlich getroffen. Doch nicht genug damit. Sein Mörder ließ die Armbrust unter seinen Mantel gleiten, zog einen Schweizer Dolch, beinahe so lang wie ein Schwert, und schnitt dem Jüngling die Kehle durch. Nein, Eckbert, dieser Mann da drüben ist ein Mörder, so wahr mir Gott helfe.“

„Und was passierte dann?“ Eckbert blickte nun ebenfalls immer wieder auffällig in die Richtung des geheimnisvollen Fremden.

„Noch ehe die Begleiter des Jünglings wirklich begriffen hatten, was geschehen war, war sein Mörder auch schon verschwunden. Später erfuhr ich, dass der Jüngling ein großes Erbe erwartete, das nun einem Vetter zufiel. Ich sage dir, dieser Streit entstand nicht zufällig, und die Armbrust war auch nicht umsonst gespannt unter dem Umhang getragen worden.“

Georg starrte wieder auf die Wellen, die an dem Bug des Schiffes vorbeiströmten. Mit einem Kopfschütteln versuchte er, die Bilder der Vergangenheit zu verscheuchen. „Kommt, Eckbert, lasst uns dort drüben bei den Getreidesäcken noch etwas ausruhen. Morgen haben wir unser Ziel erreicht.“

Er spürte die Blicke der beiden Mönche wie Nadelstiche im Nacken. Irgendetwas stimmte nicht. Er zog seinen Mantel fester um die Schultern, das Gesicht unter der Kapuze verborgen. Der Ältere der beiden Mönche schien zu aufgeregt. Verstohlen betrachtete er die Gesichter der beiden. Er war sehr stolz auf sein Gedächtnis. Alles, was er einmal gesehen hatte, schien sich ihm für immer einzuprägen. Eine Gabe, die seinen Lateinlehrer früher in Erstaunen versetzt hatte.

Dann durchfuhr es ihn wie ein Blitz: Rom, der Auftragsmord an dem jungen Edelmann. Der Mönch hatte in dem Gasthaus gegessen und hätte als einer der wenigen Zeugen auftreten können. Doch so weit war es gar nicht gekommen. Sein Plan war aufgegangen, und er war durch die Hintertür des Gasthauses geschlüpft, noch bevor jemand reagieren konnte. Ein wohliges Schaudern ergriff ihn, als er an den ungläubigen Blick des Opfers dachte, nachdem der Bolzen der Armbrust sein Herz durchbohrt hatte. Der schnelle Schnitt seines Dolches, das leise gurgelnde Geräusch des letzten Atemzuges. Ja, er liebte seine Arbeit. Und während er in der Ferne die Mauern der Stadt Koblenz in der Abenddämmerung auftauchen sah, wusste er, dass die beiden Mönche verschwinden mussten. Die Gefahr war zu groß, er wollte seine Mission nicht gefährden. Zwei Mönche, warum nicht einmal zwei Mönche ... Der Gedanke erregte ihn, und mit einem Lächeln blickte er in die Abendsonne, die die Weinberge in rötliches Licht tauchte. Nur noch etwas Geduld, dann stehen sie vor ihrem Schöpfer. Eigentlich müssten die beiden mir dankbar sein.

Kein Rheinschiffer blieb, wenn es nicht sein musste, in der Nacht auf dem Fluss. Das kleine Frachtschiff legte bei Sonnenuntergang

an einer flachen Stelle vor Koblenz an. Die wenige Mann starke Besatzung und der Kapitän des Schiffes gingen an Land, und bald sorgte ein großes Feuer für Licht und Wärme. Von der Besatzung kümmerte sich niemand um die drei Passagiere. Die Reisenden hatten für eine Fahrt bezahlt, keiner erwartete Wein oder gar eine Mahlzeit. Eckbert und Georg hatten sich zurückgezogen. Das wenige, was sie besaßen, trugen sie in Ledersäcken bei sich. Sie aßen Brot und Käse und tranken aus einer gemeinsamen Wasserflasche, die Eckbert noch in Bingen mit Wasser und saurem Wein gefüllt hatte. Mittlerweile war die Sonne untergegangen. Georg blickte sich um. Der Fremde, für ihn der Teufel in Person, war nicht zu sehen. "Wahrscheinlich sitzt er bei der Besatzung und trinkt", dachte Georg. Eckbert riss ihn mit einem Rülpsen aus seinen Gedanken. Georg wandte sich Eckbert zu, als dem Älteren oblag es ihm, das Abendgebet zu sprechen. Eckbert senkte den Kopf und lauschte den lateinischen Versen, die Georg leise aufsagte. An einigen Stellen antwortete er, auch wenn er nicht wusste, was genau er da sagte. Im Gegensatz zu Georg hatte er nie richtig Latein gelernt. Georg hob die Hand zum Segen, und Eckbert bekreuzigte sich. Danach holten beide ihre Reiseumhänge aus den Ledersäcken und wickelten sich in den Wollstoff. Auf dem Fluss wurde es nachts schnell kalt, feucht und kalt.

Dunkel war es geworden, weder Mond noch Sterne drangen durch die dichten Wolken. Umso heller strahlte das Feuer vom Ufer her, so hell, dass alles Übrige in noch tiefere Schatten getaucht war. Laute Stimmen und gegrölte Liederfetzen wehten vom Ufer herüber, in den Trinkflaschen der Schiffer war wohl mehr als nur Wasser.

Morgen, morgen werde ich wieder in einer Klosterzelle schlafen. Mit diesem Gedanken schlief Georg ein, begleitet von dem leisen Schnarchen Eckberts.

Er war ein Schatten, ein Nichts, ein Hauch, leise und unbemerkt. Er hatte nachgedacht, einfach und schnell würde er es halten, was er natürlich bedauerte, denn so entsagte er manchem Vergnügen.

Der Jüngere von beiden hatte ungefähr seine Gestalt und Größe, seine Wollkutte wollte er noch behalten. Wie sich alles fügte! Sie würde ihm mehr als nur nützlich sein. Der Ältere, der mit dem Hinken, hatte dagegen nichts an sich, das er noch verwenden konnte, auch gut.

Er trat leise zu den beiden Schlafenden. Zuerst der Jüngere. Er griff zu, umfasste den Kopf mit beiden Händen, genoss kurz das Gefühl der Allmacht, das ihn durchströmte, und dann brach er mit einem kräftigen, kurzen Ruck dem Schlafenden das Genick. Es knackte laut, so als würde man auf einen morschen Ast treten. Den Toten würde er gleich zusammen mit dem anderen in den Fluss gleiten lassen. Die Strömung würde die Körper davontreiben. Vielleicht kämen sie in ein, zwei Tagen an einem Ufer an, vielleicht – Gedanken darüber machte er sich nicht.

Er beugte sich über den Älteren. Mit einer gleitenden Bewegung zog er seinen Dolch unter dem Mantel hervor. Vorsichtig, beinahe zärtlich strich er mit zwei Fingern über die Wangen des Schlafenden. Der schlug die Augen auf. Verwirrung lag in diesen Augen, dann Erkennen. Er liebte diesen Moment, atmete noch einmal tief durch. Und dann, als sich Angst im Blick des anderen spiegelte, stach er zu ...

Abtei am See
September im Jahre
des Herrn 1476

An seine Königliche Hoheit den
Herzog Richard von Hohenstade und Greich

Eure Hoheit,

es ehrt mich, dass Ihr meinen Rat sucht. Mit Freude denke ich an die vielen Jahre in Eurem Dienst. Jetzt, wo mein Lebensweg dem Ziel entgegenstrebt, weiß ich, dass diese Jahre nicht umsonst waren. Heute, hier im Kreise meiner Mitbrüder, ist es ein ruhiges Leben. Ein Leben nach den Regeln des heiligen Benedikt. Doch dank der Jahre bei Euch kann ich nun auch dieses Leben willkommen heißen. Seien wir ehrlich zueinander – nur wer sich nicht immer fragen muss, was hätte sein können, kann das schätzen, was ist.

Verzeiht einem alten Mann seine Gefühle – glaubt nicht, nur weil Klostermauern zwischen uns und der Welt liegen, würden uns die Nachrichten dieser Welt nicht erreichen. In Eurem letzten Brief hattet Ihr gefragt, ob bestimmte Gerüchte der Wahrheit entsprächen. Nun, so will ich die von Euch gestellten Fragen nach bestem Wissen und Gewissen beantworten.

Durch unsere Brüder im Stadthof der Abtei in Andernach und durch unsere Glaubensbrüder, die Minores Fratres, die in Andernach ihre Heimat gefunden haben, erfuhren wir, was sich ereignet hat und was uns erwarten wird. Sicher erinnert sich Euer Gnaden an den glücklosen Versuch des Burgunder Herzogs Karl, die Stadt Neuss einzunehmen. Zwar trägt er nicht umsonst den Beinamen “Der Kühne“, doch schließlich musste er nach vielen Monaten der Belagerung abziehen. Seine Majestät, unser Kaiser Friedrich, dagegen sammelte vor nicht einmal 18 Monaten an die 40.000 Männer im Rheintal, um den Neussern zur Hilfe zu eilen. Dabei war er beinahe drei Monate Gast der Ratsherren zu Andernach. Was, wie ich Euch versichere, der Stadtkasse nicht zum Besten gereicht hat. Doch ich schweife schon wieder ab. Wer hätte nun aber gedacht,

dass aus den einstigen Feinden in so kurzer Zeit Verbündete werden könnten. Eine Hochzeit zwischen Friedrichs Sohn Maximilian, dem künftigen deutschen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und Karls Tochter Maria – Welch eine Chance für die Habsburger. Und Karl? Er hätte dann einen starken Verbündeten gegen Ludwig XI. an seiner Seite.

Doch Ihr wisst ja, dass schon einmal die Bemühungen um eine Verheiratung fehlschlugen. Was ich Euch nun anvertraue, gebe ich preis aus Respekt vor Euch und in dem Wissen, dass Ihr diese Nachrichten nicht selbstsüchtig ausnutzen werdet.

Die Verhandlung über die Ehe, so sie denn zustande kommen sollte, will Friedrich wiederum in Andernach führen lassen. Wer hätte gedacht, dass ihm diese kleine Stadt am Rhein so ans Herz gewachsen ist. Vielleicht schätzt er aber auch nur die Ferne der großen Städte ...

Schon bald soll eine Delegation der Habsburger mit Vertretern aus Burgund zusammentreffen. Ein Treffen, bei dem die Zukunft der Häuser Burgund und Habsburg, ja des ganzen Reiches in der Waagschale liegt. Gebe Gott der Allmächtige meinen Glaubensbrüdern die Gelassenheit, diesem wichtigen Zusammentreffen unter ihrem Dach einen würdigen Rahmen zu geben.

So – nun wisst Ihr um die Wichtigkeit der kommenden Wochen.

Lasst mich aber nicht schließen, ohne mich nach Eurer Gesundheit und der Eurer Gattin zu erkundigen. Ich hoffe, Ihr seid weiterhin wohlauf. Jetzt sind schon mehr als zwei Jahre vergangen, dass Euer jüngster Sohn, mein früherer Schüler, von uns gegangen ist. Eure damalige Nachricht hat mir das Herz gebrochen. Ich bete dafür, dass der Herr Euch in Eurem Schmerz Trost spendet. Möge der Allmächtige seine schützende Hand über Euch und die Euren halten und Eure Wege allzeit begleiten.

Euer Anselm

In Nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.

Der Schlusssegen des Priesters wurde durch die hohe Decke der Kirche als vielfaches Echo wiedergegeben. Was hatte ich mir eigentlich dabei gedacht? Warum saß ich hier – in der dunkelsten Ecke, fast als hätte ich etwas zu verbergen?

Ich kannte die Antwort. Ich wollte einen Schlusstrich ziehen. Den Toten ihren Frieden geben – endlich. Doch das war nicht so leicht. In Nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Die gleichen Worte, ein anderer Priester. Ich sah sie wieder vor mir. Meine Maria, meine geliebte Maria, die unsere kleine Sophie über das Taufbecken hielt, Sophie, wie sie ihr Gesicht verzog, als das kalte Wasser über ihre Stirn floss. Marias braune Augen, die meinen Blick suchten. Ihr Lächeln ...

Ich wischte mir über die Augen, ich hatte gar nicht gemerkt, dass mir Tränen über die Wangen liefen. Wenn ich die beiden so lebhaft vor mir sah, wie sollte ich da einen Schlusstrich ziehen können?

Ich atmete einmal tief durch. Kein Vergessen, aber vielleicht etwas mehr Frieden. Ich stand auf, sah Pastor Heinrich auf mich zukommen. Würdevoll läuft man anders. Heinrich rannte fast in meine Richtung. Mir war klar, warum. Ich war ihm sechs Monate lang aus dem Weg gegangen, sechs Monate, seit wir an dem Grab von Maria und Sophie das letzte Mal miteinander gesprochen hatten.

„Endlich, da seid Ihr ja!“ Pastor Heinrichs rundes Gesicht schien ehrlich erfreut. Ein verlorenes Schaf kehrte freiwillig zu seinem Hirten zurück. „Ich hätte spätestens zu Michaelis – bleiben wir bei der Wahrheit – Eure Tür eingetreten und Euch ans Tageslicht gezerrt.“ Ich musterte Heinrich. Groß, beinahe so groß wie ich selbst, mit der Gestalt einer Eiche und dem Brustkorb eines Fasses. Ja, kein Zweifel, dieser Mann Gottes hätte ohne Weiteres meine Tür eintreten können.

„Ich brauchte Zeit, ich wollte ...“ Pastor Heinrich unterbrach mich: „Weiß ich doch, mein Sohn.“ „Mein Sohn?“ Er hatte tatsächlich ‚Mein Sohn‘ zu mir gesagt! Dabei schätzte ich, dass er vielleicht zehn, höchstens fünfzehn Jahre älter war als ich. „Nun,

mein lieber Konrad, ich kenne gar nicht Euren ganzen Namen?“ – Heinrich schaute mich an. Seine Augen blickten plötzlich sehr neugierig, neugierig und auch misstrauisch. „Konrad, einfach nur Konrad, lassen wir es doch dabei, Hochwürden.“

Heinrich stutzte einen Moment, dann aber grinste er. Er schlug mir mit der flachen Hand auf die Schulter. „Meine Fresse, ‚Hochwürden‘, noch nie hat mich jemand ‚Hochwürden‘ genannt.“

Meine Schulter war gebrochen. Ganz klar, sie musste gebrochen sein. Unauffällig bewegte ich das Schultergelenk. Vielleicht hatte ich ja doch noch einmal Glück gehabt, langsam kehrte das Gefühl wieder zurück. Mein Gott, wenn das ein freundschaftliches Schulterklopfen gewesen sein sollte ...

Heinrich schien nichts bemerkt zu haben. „Lasst bloß den Unfug mit ‚Hochwürden‘, ‚Heinrich‘ reicht vollkommen, wenn wir beiden unter uns sind.“ Er legte mir eine Hand auf den Arm. Ich wappnete mich gegen neue Schmerzen, aber er ließ seine Hand lediglich liegen und drängte mich sanft, aber bestimmt in Richtung Kirchentür.

Erst jetzt fielen mir seine Hände auf: groß wie Schaufeln. Selten hatte ich größere gesehen. Mit diesen Händen hätte er meine Tür gar nicht eintreten müssen, stärkeres Anklopfen hätte schon genügt. Seine Wortwahl klang auch nicht gerade priesterlich, ich vermutete aber, dass er nicht mit allen Gemeindemitgliedern so sprach.

Wir gingen Seite an Seite langsam durch das Kirchenschiff zur Haupttür. Heinrich beachtete kaum die Grüße der übrigen Kirchenbesucher. Er hatte sein verlorenes Schaf wieder, und das wollte er auf keinen Fall erneut verlieren.

Mir fiel eine Geschichte ein, die ich vor ein paar Tagen gehört hatte. Drei Bengel, kaum 20 Jahre alt, aber betrunken für fünf, hatten nachts lautstark vor Heinrichs Haus gegrölt und den Pfaffen um seinen Segen gebeten, wie sie es nannten. Heinrich war dann irgendwann aus dem Haus gekommen. Die Bengel hatten Eichenknüppel dabei, suchten Streit und nahmen wohl an, ein Pastor sei genau das richtige Opfer. Sie kamen nicht aus Andernach – sonst hätten sie es besser gewusst. Heinrich hatte ihnen in wenigen Minuten mit seinen

bloßen Händen einen Segen erteilt, den sie so schnell nicht wieder vergessen würden. So eindrücklich, dass zwei von ihnen noch Tage später mit Beulen und blauen Flecken durch die Stadt humpelten. Der Dritte hatte weniger Glück. Wie man sich erzählte, hatte er die schlechte Idee gehabt, ein Messer zu ziehen. Heinrich hatte ihm mit einem Hieb das Handgelenk gebrochen und ihm dann eine so donnernde Ohrfeige verpasst, dass der Angreifer zu Boden ging. Trotz aller Bemühungen der Hospiz-Brüder würde der Bengel wohl immer ein steifes Handgelenk behalten. Das unrühmliche Ende einer Safttour und der dummen Idee, sich mit einem Pfaffen anzulegen.

Heinrich unterbrach meine Gedanken. „Also nur Konrad, kein Familienname. Warum auch nicht, wir alle haben ein Bündel zu tragen, das man nicht für jeden aufschnürt. Seht Euch dieses Gotteshaus an, Konrad. Es ist doch kein Wunder, wenn alle nur noch Dom dazu sagen. Viel zu groß für diese Gemeinde.“ Ich blickte zu den beiden Türmen hoch. Heinrich hatte recht. Diese Kirche konnte beinahe mehr Besucher aufnehmen, als Andernach Bürger hatte.

Heinrich schnaubte: „Aber ich will in der Hölle schmoren, bevor ich mich beschwere. Ein einfacher Pfaffe mit einem eigenen Dom. Ich verrate Euch, was ich denke. Andernach ist seit den Zeiten Kaiser Friedrich Barbarossas eine kurkölnische Stadt. Doch als Kirchengemeinde gehören wir zu Trier. Wusstet Ihr, dass ich nur Vizepfarrer dieser Gemeinde bin? Ja, eigentlich ist der jeweilige Erzbischof zu Trier der erste Pfarrer dieses Gotteshauses, gebaut von einem seiner Vorgänger vor fast 300 Jahren. Der damalige Erzbischof zu Trier wollte mit dem Bau dieser Kirche dem kurkölnischen Andernach mal zeigen, wer die dickeren Eier hat. Also, sofern ein Erzbischof überhaupt welche, ich meine ... ach, ich und mein loses Maul.“ Heinrich seufzte und schwieg.

Ich hatte schon einige Priester kennengelernt, aber dieser hier schien mir von ganz besonderer Art.

„Ich nehme an, Ihr wart nicht immer ein Mann Gottes?“

Die kummervollen Falten in Heinrichs Gesicht verschwanden. „Beim Schwanz des Teufels und seinem Pferdefuß! Ihr habt richtig geraten. Bevor ich meine eigentliche Bestimmung fand, diente

ich verschiedenen Herren als Söldner und lehrte dabei so manchen Fußsoldaten den richtigen Umgang mit Schwert, Stock und Speiß. Und Ihr, Herr ...?“ Heinrich sah mich fragend an. Er versuchte es doch tatsächlich noch einmal. Ich wusste genau, was er dachte. Damals vor einem halben Jahr hatte ich auf die Grabplatte nur ihre Vornamen gravieren lassen: Maria und Sophie. Mein Familienname gehörte zu einer Vergangenheit, die ich vergessen wollte. Am liebsten hätte ich ihn damals mit in die Gruft gelegt.

„Konrad – bleiben wir doch wirklich einfach bei Konrad.“ Ich hielt Heinrich die Hand hin. Für einen Moment zögerte er, dann griff er beherzt zu. Wäre ich nicht durch den Schlag auf die Schulter gewarnt gewesen, wahrscheinlich hätte er mir die Hand gebrochen. Aber nun, da ich meine Schulter wieder einigermaßen bewegen konnte, war ich vorbereitet. Ich drehte ganz leicht meine Hand nach innen und erwiderte den Druck. Heinrichs Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen. „Also nur ‚Konrad‘, soll mir recht sein. Also, lieber Konrad, habt Ihr gekämpft?“

Wieder kehrte der misstrauische Blick in seine Augen zurück, wenn auch nur für einen kurzen Moment. So wie eine Wolke, die kurz vor die Sonne zieht. „Ach, Heinrich, was soll ich sagen, es ergab sich keine Gelegenheit, wisst Ihr? Ich denke, nicht jeder Mann muss kämpfen. Es gab so viele andere Dinge auf dem Hof meines Vaters.“

„So seid Ihr auf dem Land aufgewachsen? Aber Ihr habt dennoch eine Schule besucht, ich höre es an Eurer Wortwahl.“ „Ich hatte einen strengen Lehrer, der seine Lektionen durchaus handfest vermitteln konnte, wenn man nicht eifrig genug war.“ „Per aspera ad astra.“ „Durch die Hölle zu den Sternen“, murmelte ich, ohne lange darüber nachzudenken. „So habt Ihr auch Latein gelernt!“ Heinrich schien aufrichtig überrascht. „Ja, Konrad, welche Freude. Sagt, spielt Ihr womöglich auch Schach? Seit Johannes Krieger, unser früherer Schullehrer, im letzten Winter verstorben ist, habe ich keinen Spielpartner mehr finden können.“ „Es ist zwar ein paar Jahre her, doch ja, auch Schach hab ich einmal gespielt.“ „Großartig, wir müssen in den nächsten Tagen einmal eine Partie

spielen. Ich meine natürlich, wenn Ihr ebenfalls dazu Lust habt?“
Warum nicht, Heinrich schien mir der richtige Spielpartner zu sein. Außerdem hatte ich das Gefühl, ich müsste etwas gutmachen.
„Gern, kommt vorbei, wann immer Ihr könnt! Ich gehe abends selten aus.“

Ich ging abends nie aus. Jedenfalls nie zum Spaß. Und ich hatte ganz sicher etwas gutzumachen. Schließlich hatte ich gerade meinen Pastor in weniger als fünf Minuten mehr als einmal belogen. Kein guter Anfang für eine Freundschaft, gar kein guter Anfang.